

Konstantin und seine Zeit

Mit der nachstehenden Sammelrezension werden Arbeiten angezeigt, die der Plekos-Redaktion zur Besprechung zugesandt wurden, aber nicht in einer ausführlicheren Einzelrezension vorgestellt werden konnten.

Eusebius von Caesarea: *De vita Constantini* – Über das Leben Konstantins. Eingeleitet von Bruno Bleckmann, übersetzt und kommentiert von Horst Schneider. Turnhout: Brepols 2007 (*Fontes Christiani* 83). 548 S. EUR 46.64.

Die Lebensbeschreibung Konstantins, die Eusebius, Bischof von Caesarea, nach dessen Tode verfaßte, ist mit Sicherheit die wichtigste literarische Quelle für das Leben des Kaisers und die Geschichte seiner Zeit.¹ Bruno Bleckmann, durch eine stattliche Reihe von Einzeluntersuchungen zu Konstantin und seiner Zeit bekannt geworden,² behandelt in der ausführlichen Einleitung (S. 7–106) zunächst unter dem Thema „Die Konstantinische Wende und die Bedeutung der *Vita Constantini*“ in der erzwungenen Kürze die grundsätzliche Problematik der tendenziellen Darstellung des Eusebius und ihre kontroverse Beurteilung in der jüngsten Forschung sowie die Editions-Situation der *Vita*.³ Mit wünschenswerter Klarheit konstatiert Bleckmann, daß trotz der intensiven althistorischen und religionsgeschichtlichen Forschung zur sog. „Konstantinischen Wende“ die Urteile darüber wie auch über den Autor Eusebius sich in einer „extremen Bandbreite“ (S. 9) bewegen. Der nächste Abschnitt geht kurz auf die in der früheren Forschung teilweise angezweifelte Verfasserschaft des Eusebius ein und zeigt, daß diese Überlegungen heute als erledigt gelten können. Leben und Werk des hochgebildeten und produktiven Bischofs von Caesarea, insbesondere seine Beziehungen zu Konstantin, werden knapp dargestellt. Relativ ausführlich (S. 14–26) wird der Inhalt der *Vita* wiedergegeben. Wie bei einer Vielzahl kaiserzeitlicher Texte stellt sich auch hier die Frage nach der Gattung, ist doch die Mischung und Transformation der klassischen Literaturgattungen ein Charakteristikum der spätantiken Literatur (betont S. 33). In der *Vita* vereinen sich jedoch nicht nur „Biographie, Geschichtserzählung und *Panegyricus*“ (S. 28), sondern ebenso Elemente des Hymnus, gipfelnd im letzten Kapitel. Auch als Fürstenspiegel kann die *Vita* auf weite Strecken gelesen werden. Während jedoch Bleckmann die Darstellung des Lebens Konstantins „als Modell eines idealen Christen und eines idealen christlichen Herrschers“ in der

1 Vgl. auch die Rezension von Stefan Rebenich, HZ 291, 2010, 487–488.

2 Einen Abschnitt aus seiner Konstantin-Monographie enthält der unten besprochene Sammelband von H. Schlange-Schöningen.

3 Zu der kurz zuvor im gleichen Jahr erschienenen Übersetzung von Paul Dräger vgl. die Besprechung von J. N. Dillon, [Bryn Mawr Classical Review 2007.07.57](#).

Nachfolge von Schwarz als Vorbild für dessen Söhne versteht, sieht Hadot (RAC VIII 615) den Text so umgeformt, „daß nunmehr Christus das konkrete Vorbild des Königs ist u. daß das christliche Kaisertum als Verwirklichung der Herrschaft Christi über die Erde erscheint.“⁴ Eusebius führt damit die in seiner Tricennalien-Rede dargelegten Grundgedanken weiter (dazu Hadot, RAC VIII 614f.). Beide Aspekte des christlichen Fürstenspiegels sollten für das Selbstverständnis des Kaisertums von nicht zu überschätzender Bedeutung werden,⁵ auch wenn die Rezeption der *Vita Constantini* eher schmal ist (S. 96) und Eusebius nicht als Begründer „byzantinisch-caesaropapistischer Hoftheologie“ (S. 106) verstanden wird. Das Kapitel über die Quellen der *Vita* beschäftigt sich besonders mit deren Echtheit, die im wesentlichen außer Frage steht. Dabei wird auch die vermutete Abhängigkeit der *Vita* von Praxagoras und Libanios diskutiert (S. 38–47).

Die zweite Hälfte der Einleitung, „das Bild Konstantins in der *Vita Constantini*“ bespricht zunächst die Geschichte von der Tetrarchie bis zur Herrschaftsübernahme Konstantins. Die beschönigende Darstellung der Usurpation Konstantins nach dem Tod des Constantius Chlorus ist, wie die Beurteilung des Constantius selbst, ein Musterbeispiel für die tendenziöse und verfälschende Bewertung der Ereignisse durch Eusebius. Ein eigener Abschnitt ist der viel behandelten Vision Konstantins und dem Einsatz des *labarum* gewidmet. Als offiziöser Bericht, der „ursprünglich religiös neutralen oder solaren Charakter gehabt haben muß“ (S. 58), dürfte er der spätkonstantinischen Zeit angehören. Die Kriege gegen Maxentius und Licinius sind als Religionskriege stilisiert. Die Widersprüche in der Darstellung der Kriege gegen Licinius zwischen der *Vita* und anderen Quellen werden detailliert erörtert. Die neue Religionspolitik, die Konstantin nach der Überwindung des Licinius verfolgte, wird besonders unter dem Gesichtspunkt eines Opferverbots diskutiert. Eher knapp ist der Abschnitt über die Kirchenbaupolitik Konstantins ausgefallen, was an der durch Eusebius vorgegebenen Gewichtung liegt, der sich vor allem mit den Kirchen Palästinas beschäftigt. Daran schließt sich ein kurzes Kapitel über die innerkirchlichen Maßnahmen, insbesondere das Konzil von Nicaea, an. Es folgt „Tod und Bestattung“. Das letzte Kapitel ist der „politischen Theologie“ des Eusebius gewidmet.

Der Text folgt der Ausgabe von Friedhelm Winkelmann, Berlin ²1991 (Griechische Christliche Schriftsteller), dem eine „zeitgemäßere deutsche Übersetzung“ (sc. als die von Pfäffisch 1913⁶) beigegeben ist. Weitere Aussagen

- 4 Der typologische Bezug zur Gestalt des Moses ist dabei von besonderer Bedeutung (S. 101–104).
- 5 Beispielshalber sei verwiesen auf Ernst H. Kantorowicz: *The King's Two Bodies. A Study in Mediaeval Political Theory*. Princeton ²1966, deutsch: *Die zwei Körper des Königs*. München 1990.
- 6 Sie wird S. 10 als „stellenweise unangemessen frei und schwülstig“ charakterisiert.

des Übersetzers über die Prinzipien seiner Übersetzung sucht man vergeblich. Und dennoch wären einige Bemerkungen angemessen gewesen. Ist doch der panegyrische Stil des Eusebius mit seinen langen Perioden, seiner gesuchten und pointierten Wortstellung, seiner Bildlichkeit und seiner geradezu barock anmutenden Fülle des Ausdrucks eine Herausforderung für jeden modernen Übersetzer.⁷ Will er nicht nur mehr oder weniger genau den Sinn des Originals wiedergeben, sondern auch etwas von dieser Sprachgewalt vermitteln, dann muß er sich auf das Wagnis einlassen, einen deutschen Text zu erstellen, der den originalen Sprachductus durchscheinen läßt. Aber offensichtlich hat sich der Übersetzer dafür entschieden, dem modernen Leser mit einer glatten Eindeutigkeit⁸ entgegenzukommen: Langen Perioden, von Eusebius in der Regel durch Parallellismen und Antithesen sorgfältig strukturiert, werden aufgeteilt⁹, wobei auch Beziehungen verändert werden können¹⁰ oder sich zumindest Unschärfe einschleicht¹¹ und in sich stimmige Bildlichkeit gestört wird.¹² Spätere Zusätze zum Text sind in eckigen Klammern aufgenommen, aber nicht übersetzt. Wo sie gehäuft auftreten (z. B. 1, 4, 1; 1, 7 f.), hätte man sich eine kurze Erklärung gewünscht. S. 179 u. ö. erscheint überraschend das Wort *οἰκουμένη* im deutschen Kontext, S. 249 *curia* (ohne Erklärung), S. 289 u. ö. *clementia* (ohne Erklärung).

Die erklärenden Fußnoten sind von unterschiedlichem Gewicht, ausführlich z. B. S. 279 Anm. 138 zum Begriff „Dreifuß“, S. 434 Anm. 301 zu den paganen Kulte, S. 438 Anm. 306 zum Begriff „Philosophie“. Nicht selten wird man allerdings auf den Kommentar von Cameron/Hall, Oxford 1999 verwiesen oder

7 Gelegentlich wird explizit darauf verwiesen, z. B. S. 368 Anm. 232.

8 Aber selbst dann sind Formulierungen wie „in keinster Weise“ (2, 3, 1) unangebracht. Zweifelhaft auch, ob man Helenas ursprünglichen Beruf als „Barfrau“ bezeichnen sollte (S. 366 Anm. 230). Sie war *stabularia*, d. h. Gastwirtin in einer Poststation mit Pferdewechsel.

9 Beispiele: 1, 3, 2, Original 2 Sätze, Übers. 6 Sätze. 1, 4, 2 wird die Periode durch Seitenumbruch und Einrückung unterbrochen; 2, 4, 2 f. ähnlich.

10 Beispiel: 2, 1, 1 ἐξάπτων bezieht sich auf Licinius, nicht auf seine Vorgänger;

11 Beispiel: 2, 1, 1 „manche ... manche“ (recte: die einen ... die andern, teils ... teils; 2, 2, 3 καὶ πάλιν ... καὶ πάλιν „und erneut“; 2, 3, 1 στερός hart (nicht: stark); 2, 52, 1 unverständlich: Gemeint ist, daß die Besonnenheit angesichts des Blutauschusses der Bürger keine Rolle mehr spielte; Elative öfters mit deutschen Superlativen wiedergegeben.

12 Beispiel: 1, 3, 3 (Gott) τὰ πρωτόλεια τῶν ἐπάθλων ἐνθένδε προαρραβωνίζεται „Gott gibt hier einen Vorgeschmack von den Erstlingsgaben der Siegespreise“ – näher am Text: Gott gibt hier (bereits) einen Vorschuß, eine Anzahlung, auf die (zu erwartenden) Siegespreise. Das seltene Verbum προαρραβωνίζω bedeutet konkret „eine Anzahlung leisten“ und ist mit πρωτόλεια, „vorhergehendes Opfer“ zu verbinden.

einfach auf Nachschlagewerke. Ein Anhang mit Abkürzungen, Bibliographie und nützlichen Registern beschließt den typographisch ansprechenden Band, der einen bequemen Zugang zu diesem wichtigen Text bietet, aber die Ausgabe von Winkelmann nicht ersetzt.

Im einzelnen: S. 126 Anm. 29 überzeugt wohl kaum die Formulierung, Constantinus werde nur „als frommer paganer Monotheist beschrieben“, in Hinblick auf die Darstellung in 1, 17, 2, 1, 22, 2 Ende und 1, 27, 2 Ende u. ö. Begriffe wie „Hypaspisten“ (2, 5, 1), „Akolythen“ (3, 8), „Somatophylaken“ (4, 18, 1, erst S. 470 erklärt, fehlt im Register) müßten für den gedachten Leserkreis erläutert werden, der auch mit einer „Übersetzung“ S. 353 „mein Freund, der die Funktionen der Eparchoi lamprotatoi (Sc. praefecti illustrissimi) wahrnimmt“ trotz der Anmerkung (274) „DRACILLIANUS war vicarius Orientis im Range eines Illustris“ wohl wenig anfangen kann. Warum gelegentlich wörtlich übersetzte griechische Begriffe im Kontext der deutschen Übersetzung wiederholt werden (S. 431) ist unverständlich.

Beobachtete Errata: S. 30 ἐπιτεδεύματα (recte: ἐπιτηδεύματα); S. 32 ἱστορία (recte: ἱστορία); S. 69, 3. Z. v. o. „Nach Grégoire stellt Konstantin ...“ (recte: Eusebius); S. 71 Anm. 350, 2. Z. v. u. *congruer* (recte: *congruere*); S. 150 (1, 8, 1) Ὠ (recte: Ὀ); S. 158 Anm. 25 „ein beredetes Zeugnis“ (recte: beredtes); S. 232 προσχωρεῖν ohne Spatium; S. 283 (55, 1) „oh Herrscher“ (recte: o H.), ähnlich 2, 68, 1, S. 395 1. Z. u. ö.; S. 388 Anm. 256 ἐπαλείψω (recte: ἐπαλείφω); S. 332 (3, 18, 3) ist der Text gestört (recte: τιμώτατοι. ἔστι ...); S. 344 (3, 26, 2) κατακρύπτουσιν ohne Spatium, ebenso S. 352 Z. 20 λακωναρία. S. 354 Anm. 219 recte: Bordeaux; S. 398 Anm. 262 ἀκριβεία (recte: ἀκριβεία); S. 422 Anm. 290 πόλλα (recte: πολλά); S. 423 (4, 10, 2) „um des Nutzen willens“; S. 459 (4, 41, 4) ὁμόνοια (recte: ὁμόνοια), ebenso 4, 42, 1. Der Text der Anmerkungen wirkt durch den häufigen Wechsel von Kapitälchen und Kursive mit Normalschrift äußerst unruhig.

Oliver Schmitt: Constantin der Große (275–337). Leben und Herrschaft. Stuttgart: W. Kohlhammer 2007 (Urban Taschenbücher 594). 320 S., 2 Karten, 6 Abb. EUR 19.00. ISBN 978-3-17-018307-0.

Die hier vorgelegte Monographie erhebt keinen geringeren Anspruch als „die Gestalt Constantins in einem neuen Lichte zu sehen und zu interpretieren“ (S. 5). Bereits in der Einleitung, die einen gut informierenden Überblick über die Quellen zu Konstantin gibt, deutet Schmitt seine besondere Ponderierung an: Er steht der wiederholt vertretenen Auffassung von einer „Bekehrung“ Konstantins kritisch gegenüber ebenso wie einer Usurpation im Jahre 306.

Die Darstellung beginnt weit ausholend mit den beiden Kapiteln „Der Weg in die Krise: Kaisertum und Kaiserreich von Augustus bis Numinian“ (S. 21–

58) und „Diocletian und die Tetrarchie: Das römische Reich als Sanierungsfall“ (S. 59–83). Der Leser erhält darin einen Überblick nicht nur über die Ereignisgeschichte der Kaiserzeit bis zur Tetrarchie, sondern auch über die wirtschaftliche Entwicklung des Imperiums, über die politischen Institutionen und die Rolle der Religionen (mit bemerkenswerter Zurückhaltung gegenüber den Zeugnissen zum Leben Jesu), wobei die Ausbreitung des Christentums besonders aus seinem „System der sozialen Sicherung“ erklärt wird (S. 50).

Die folgenden drei Kapitel schildern Jugend und Werdegang Konstantins bis zur Alleinherrschaft nach dem Tod des Licinius. Was die religiöse Haltung in seiner Jugend betrifft, so „ist davon auszugehen, dass er die christenfeindliche Politik des Diocletian und später des Galerius mittrug“ (S. 93). Was den Beginn der Regierung Konstantins betrifft, so folgt Schmitt der Aussage des anonymen Panegyrikers vom Jahre 307, der anders als Eusebius nur den Caesar-Titel bezeugt (S. 104) und somit die Erhebung Konstantins durchaus in den Rahmen der tetrarchischen Ordnung einfügt, die erst durch die Ernennung des Licinius zum Augustus durchbrochen wurde (S. 122). Gleichfalls im Detail wird die Erhebung des Maxentius und die Auseinandersetzung zwischen ihm und Constantin besprochen, insbesondere Constantins Zug durch Italien und die Entscheidungsschlacht an der Milvischen Brücke. Dabei diskutiert Schmitt ausführlich und überzeugend die Kräfteverhältnisse der beiden Kontrahenten. Die Ursachen für das Ende der tetrarchischen Ordnung sieht er allerdings nicht bei Konstantin und Maxentius, sondern bei Maximian und Galerius (S. 167).

Von besonderem Interesse sind seit jeher die Berichte über eine Bekehrung Konstantins vor oder während der Schlacht. Den Überlegungen Bleickens (vgl. unten S. 121) folgend und unter Einbeziehung der Nachrichten über Konstantins frühere religiöse Erfahrungen wie die Vision im Apollotempel und seine Verehrung des Sol konstatiert Schmitt (S. 161), „dass der Sieg über Maxentius mit einer Bekehrung Constantins zum Christentum ursprünglich nicht das Mindeste zu tun hatte“.

Die Ereignisgeschichte wird im 5. Kapitel mit dem Kampf gegen Licinius um die Alleinherrschaft fortgeführt. Die Annäherung Konstantins an das Christentum wird für die Zeit bis 321 vor dem Hintergrund des fortbestehenden Sonnenkults anders als z. B. bei Bringmann eher zurückhaltend beurteilt, während bei Licinius dessen Christenfeindlichkeit offensichtlich aus dem Gegensatz gegen Konstantin zu erklären sei (S. 199). Der „Zeit der Alleinherrschaft“ ist das 6. Kapitel gewidmet, in dem Fragen der Reichsorganisation (Wiederaufbau der Armee, Problem des Arianismus), der Ausbau Konstantinopels, die Reform der Reichsverteidigung und der Organisation des Hofes, die Steuerpolitik und die Einführung des Solidus sowie die gesetzgeberische Tätigkeit besprochen werden. Die Ermordung des Crispus und der Fausta wird im Zusammenhang mit der Nachfolgefrage der vier Konstantin-Söhne gesehen, die in diesen Jahren zu beobachtende stärkere Hinwendung Konstantins zum Christentum, beson-

ders zu den Arianern, beurteilt Schmitt so (S. 258): „Es führt kein Weg an der Erkenntnis vorbei, dass Constantin an der christlichen Lehre nur insoweit persönlich interessiert war, wie sie seinem eigenen Göttlichkeitsanspruch entgegen kam, beziehungsweise diesen zu unterstützen schien.“

Konstantins Gottmenschentum führt wie selbstverständlich in das weite Gebiet der Alexanderimitatio in der Spätantike. Daher ist auch das letzte Kapitel „Auf Alexanders Spuren“ überschrieben. Der geplante große Feldzug in den Osten gegen das neupersische Reich sollte Constantin als *victor omnium gentium* erscheinen lassen. „Ruhm- und Grossmannssucht“ sieht Schmitt dafür als Motiv (S. 262), das auch in der Anordnung der 13 Sarkophage in der Apostelkirche zum Ausdruck kommt.¹³ Das überraschende Ableben des Kaisers verhinderte diese letzten Pläne, unter Blutvergießen etablierte sich die Herrschaft der Konstantin-Söhne. Bis zum Ende Julians wird die Ereignisgeschichte knapp verfolgt.

Die Bedeutung Konstantins sieht Schmitt v. a. in der Außenpolitik, in der Heeresreform und der Organisation des Hofes. Doch das würde nicht ausreichen, ihm das Attribut „der Große“ beizulegen, das ihm vielleicht schon sein Biograph Proxagoras verlieh (S. 261). „Groß“ wurde er im Urteil der christlichen Nachwelt, weil er es dieser Religion ermöglichte, in einer genuin toleranten Umwelt ihre Intoleranz auszuleben.¹⁴ Den Grund dazu sieht Schmitt nicht in einer besonders tiefen Einsicht Konstantins in die christlichen Glaubenslehren,¹⁵ sondern in einer in dieser Hinsicht geistigen Beschränktheit. „Gerade in diesem intellektuellen Defizit liegt die wesentliche Ursache dafür, dass Constantin der christlichen Kirche auf den Leim ging“ (S. 280).

Ein Verzeichnis ausgewählter Literatur beschließt den flüssig, manchmal auch salopp geschriebenen Band, der ganz offensichtlich dem Geiste der Aufklärung und den Positionen Gibbons und Burckhardts verpflichtet ist. Aber diese Aspekte des Nachlebens werden ebenso ausgeklammert wie der Bezug späterer Herrscher auf Konstantin oder die „Konstantinische Schenkung“. Leider fehlt ein Namen- und Sachregister, das den reichen Inhalt, der durch Anmerkungen gut dokumentiert ist, noch besser erschlossen hätte.

Errata: S. 120 u. ö. „Intermana“ (recte: Interamna); S. 127 und 129 recte: Carnuntum; S. 217 recte: *aurum tironicum*; S. 294 Anm. 60 recte: *appellatione*; Karte 1 recte: Augusta Taurinorum, Ariminum, Ocriculum, Sinus Ligusticus.

- 13 Schmitt greift dabei auf die unten S. 124 besprochene Interpretation von Stephan Rebenich zurück, ohne die Arbeit direkt zu erwähnen.
- 14 Die Intoleranz des als *religio licita* anerkannten Christentums wird auch von Bleicken (siehe unten S. 121) S. 85 hervorgehoben.
- 15 Ähnlich im folgenden Sammelband die Belege bei Lehmeier/Gottlieb S. 164. Dagegen konstatiert *ibid.* Bringmann S. 120, daß Konstantin sich bereits seit 313 „persönlich mit dem Katholizismus identifizierte“.

Heinrich Schlange-Schöningen (Hrsg.): Konstantin und das Christentum. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2007. 264 S. EUR 39.90. ISBN 978-3-534-20778-7.

Der Sammelband vereinigt wichtige neuere deutschsprachige Beiträge der Konstantinforschung.¹⁶ Er beginnt mit einer knappen Übersicht des Herausgebers zu „Konstantin der Große in der althistorischen Forschung“ (S. 8–18), in dem auch die vorgelegten Beiträge in den Forschungskontext eingeordnet werden. Ein Auszug aus Bruno Bleckmanns verbreiteter Konstantin-Monographie zeigt verschiedene Aspekte der Beurteilung Konstantins in der spätantiken Literatur und führt summarisch in seine Vita ein.

Unter der Überschrift „312 n. Chr. – Das Jahr der Wende?“ werden 4 Beiträge vereinigt, die das wohl am meisten diskutierte Problem nicht nur der Vita, sondern der Epoche beleuchten. Aus der Monographie von Thomas Grünewald, *Constantinus Maximus Augustus, Herrschaftspropaganda in der zeitgenössischen Überlieferung*, Stuttgart 1990, behandelt das Kapitel „Herrscher über Italien und Africa (312–316)“ die ersten Jahre nach dem Sieg über Maxentius. Im Mittelpunkt stehen neben der Inschrift des Konstantinsbogens die beiden Panegyrici von 313 und 321. Erläutert werden insbesondere die Begriffe *tyrannus*, *clementia*, *bellum iustum* und Triumph. Zur Bezeichnung des Maxentius wurde *tyrannus* „in den constantinischen Propagandabüros entworfen“ (S. 39), *clementia* knüpft an die *clementia Caesaris* an. Die Formulierung der Inschrift, Konstantin habe auch *instinctu divinitatis* den Sieg über Maxentius errungen, deutet Grünewald geradezu apodiktisch auf eine bereits damals erfolgte Bekehrung Konstantins (S. 47). Nur mühsam läßt sich diese Feststellung mit den bis in die 320er Jahre hinein belegten Münzlegenden zum paganen *Sol invictus* vereinbaren, die ja mit Sicherheit nicht gegen den Willen des Kaisers geprägt wurden. Als Erklärung wird Konstantins *tolerante Haltung* bemüht.

Schon zwei Jahre später hat Jochen Bleicken diese Position in seinem ebenfalls reichlich dokumentierten Beitrag „Constantin der Große und die Christen“ (München 1992), der hier in Auszügen wieder vorgelegt wird, gründlich revidiert. Er sieht die Trendwende von 313 im Verhältnis zu den Christen in den besonderen Verhältnissen im Osten und in der Person des Licinius, der im Kampf gegen Maximinus die Christen auf seine Seite ziehen wollte. Eine solche Situation bestand für Konstantin nicht und auch für die Zeit nach dem Sieg über Maxentius fehlen „Zeichen seiner christlichen Gesinnung“ (S. 77). In seiner Haltung gegenüber den dogmatischen Streitigkeiten in Afrika zeigt sich Konstantin als ein „gegenüber den Christen offener Herrscher“ (S. 83), Lici-

16 Der Wiederabdruck der Aufsätze ist leider nicht frei von Druckfehlern (z. B. S. 117, 120, 225, 227, 228 recte: den *fait accompli*; Lücke S. 143). Die Unterdrückung der Originalpaginierung ist ebenso ärgerlich wie das Fehlen von Indices.

nius dagegen ging auf Distanz gegenüber den Anhängern der jetzt als *religio licita* anerkannten Religionsgemeinschaft. Nicht schon 312/13, sondern im Zusammenhang mit der Vorbereitung des Krieges gegen Licinius, der nicht als Religionskrieg zu bewerten ist, sieht Bleicken bei Konstantin den entscheidenden religionspolitischen Einschnitt (S. 88), aber Konstantin „stand nicht in der Kirche, sondern über ihr“ (S. 90).

Auf Jochen Bleicken hat wiederum Klaus Bringmann mit seinem Aufsatz „Die konstantinische Wende“ (S. 109–132) geantwortet. Er bezweifelt die bedeutende Rolle der Machtpolitik im Verhältnis Konstantins zum Christentum und verweist auf die auch im Osten noch zahlenmäßig starke Vertretung der Anhänger der alten Kulte in Armee und Verwaltung auch bis nach 324. Schon unmittelbar nach 312/13 sieht Bringmann bei Konstantin eine Identifizierung mit dem Christentum und den Willen, „der neuen Religion den Rang einer römischen Staatsreligion beizumessen“ (S. 116). Beleg für die anfängliche Vermengung von heidnischem Sonnenkult und Christentum sei u. a. das viel besprochene Silbermedaillon von Ticinum (315 n. Chr.), das – anders als von Bleicken beurteilt – nur durch kaiserliche Autorisierung erklärbar sei (S. 118) oder Formulierungen kaiserlicher Schreiben im Donatistenstreit, von Bleicken S. 81 als nüchtern und distanziert beurteilt.¹⁷

Während Bringmann dezidiert auf eine Bewertung der Visionsberichte nicht eingeht, stellt diese Pedro Barceló in den Mittelpunkt seiner Betrachtung „Constantins Visionen: Zwischen Apollo und Christus“ (S. 133–149). Herkules, Mars, der Sonnengott Apollo und der vergöttlichte Ahnherr Claudius sind bis 310 die Gottheiten, die von Konstantin „als Garanten und Protektoren seines Kaisertums“ aufgegeben worden waren (S. 139). 312 trat der Gott der Christen dazu und wurde zum Schlachtenhelfer. „Die Protektion, die Constantin vom Gott der Christen erfuhr, und die er jenem wiederum gewährte, ermöglichte seine Eingliederung in die römische Welt. Dessen Ausschließlichkeitsanspruch korrespondierte mit dem Anspruch Constantins auf die Gesamtherrschaft“ (S. 142).

Der 1994 erschienene Beitrag von Eva Lehmeier und Günther Gottlieb „Kaiser Konstantin und die Kirche“ (S. 150–170) gibt zunächst einen Überblick über frühere Forschungspositionen. Entsprechend der von Barceló vertretenen

17 Auch Schmitt S. 190 spricht von der „Distanz des Kaisers zu Inhalten des christlichen Glaubens“ und behauptet, daß von Christus nirgends die Rede ist, was aber durch die Belege bei Bringmann S. 120 widerlegt wird. Gerade diese Beispiele zeigen, wie ohne Zuwachs neuer Zeugnisse (die auch kaum zu erwarten sind) sich die Diskussion seit Jahrzehnten im Kreise dreht, wobei die noch weiter anwachsende Literaturfülle allein zum Thema „Konstantin“ auch von Spezialisten schlichtweg nicht mehr zu überschauen ist; vgl. Barceló S. 145 Anm. 2.

Position wird die Haltung Konstantins gegenüber den Christen nach 312 so interpretiert: „Nach seinem Sieg war er deshalb nach antiker Denkweise verpflichtet, diesem Gott die größtmögliche Verehrung zuteil werden zu lassen. Dazu zählt in erster Linie die Sorge für die Kultgemeinde dieses Gottes.“ Unter diesem Aspekt werden die Schreiben Konstantins an die afrikanische Kirche im Donatistenstreit interpretiert und als Ausdruck antiken Religionsverständnisses verstanden (S. 158 ff.). Auch das Ringen um eine verbindliche Definition von Gott Vater und Gott Sohn und Konstantins Einsatz in dieser Frage entspringt der Sorge um den rechtmäßigen Kult (S. 164). Die Synoden stellen ein kaiserliches Machtinstrument dar, um die Einheit der religiösen Gemeinschaft für den geregelten Ablauf der Kulthandlungen herzustellen.

Klaus Martin Girardet¹⁸ widmet seinen Beitrag einem besonderen Aspekt der Konzilsgeschichte: „Der Vorsitzende des Konzils von Nicaea (325) – Kaiser Konstantin d. Gr.“ (S. 171–203). Dabei versucht er, den Verlauf des Konzils „aus den Verfahrensregeln des römischen Senats und anderer ... staatlicher Gremien“ zu rekonstruieren (S. 172). Erörtert wird das *munus principis*, die persönliche Verantwortung des Kaisers für die Ausübung des wahren Kultes, aus der sich auch das Mitwirken des Kaisers in der Rolle des Leiters des Konzils mit großer Wahrscheinlichkeit erschließen läßt. Auch weisen die Zeugnisse des Eusebius und andere Quellen, die im einzelnen interpretiert werden, in die gleiche Richtung. Nicht Ossius, wie in der Forschung häufig behauptet, sondern der Kaiser selbst war „in formal-technischem Sinne der Vorsitzende des ersten Oikumenischen Konzils der Geschichte“, womit „die Christenheit zum ersten Mal in ihrer Geschichte ein sichtbares Oberhaupt erhalten hat“ (S. 192).

Mit den beiden letzten Beiträgen kommt die neue Metropole des Ostens in den Blickpunkt. Albrecht Berger handelt über „Konstantinopel, die erste christliche Metropole?“ (S. 204–215).¹⁹ Entgegen der Darstellung des Eusebius war die Konstantinsstadt zunächst durch Baudenkmäler geprägt, die den *Sol invictus* verherrlichten. Daneben inszenierte sich Konstantin in seiner neuen Stadt als Jupiter und als neuer Christus (S. 206). Die Umgestaltung in eine dezidiert christliche Stadt begann unter Constantius II. und wurde durch Justinian vollendet. Beträchtlich war der Zuzug neuer, überwiegend christlicher Zuwanderer v. a. aus dem Osten. In den ersten Jahrzehnten des 5. Jahrhunderts dürfte eine Einwohnerzahl von 180.000 erreicht worden sein (S. 212).²⁰ Klöster spiel-

18 Vgl. auch Klaus Martin Girardet: Die Konstantinische Wende. Voraussetzungen und geistige Grundlagen der Religionspolitik Konstantins des Großen. Darmstadt 2006 (²2007); Rez. Chr. Körner, *Plekos* 11,2009,37–42.

19 Angekündigt ist vom gleichen Autor: Konstantinopel. Geschichte, Topographie, Religion. Stuttgart 2010 (Standorte in Antike und Christentum Bd. 3).

20 Vgl. auch die Übersicht bei P. Schreiner: Konstantinopel. München 2007, 70 f.,

ten dagegen erst im Mittelalter eine bedeutendere Rolle, als die Gegend um die Akropolis sich zu einem monastischen Zentrum entwickelte. In spätbyzantinischer Zeit wandelte sich Konstantinopel von einer „christlichen Metropole“ zu einer „Metropole des Christentums“ (S. 213).

Auf den Begräbnisort Konstantins, die Apostelkirche in Konstantinopel, richtet Stefan Rebenich mit dem zuerst 2000 erschienenen, aufs beste dokumentierten Aufsatz „Vom dreizehnten Gott zum dreizehnten Apostel?“ den Blick (S. 216–244). Nach einem Überblick über die Apotheose römischer Kaiser seit Caesar wird der Unterschied zwischen den alten Formen der *consecratio* und der Beisetzung Konstantins im Kreis der 12 Apostel herausgearbeitet. In ihr wird sein Anspruch auf Christusgleichheit ebenso wie in der bekannten Konsekrationmünze augenfällig. Doch konnte dieses Skandalon keinen Bestand haben, wie die weitere Entwicklung zu einem dynastischen Mausoleum zeigt. Die traditionelle Konsekration wurde „zu einer triumphalen Ankunft im himmlischen Jerusalem“ (S. 229).

Zu dem seit längerer Zeit nicht nur unter Althistorikern beliebten heuristischen Gedankenspiel „Was wäre gewesen, wenn?“²¹ trägt am Ende der Sammlung die durch ihr Studienbuch²² zum Thema „Konstantin“ ausgewiesene Mannheimer Althistorikerin Karen Piepenbrink unter dem Titel „Konstantin der Große – wendet sich nicht dem Christentum zu“ Überlegungen vor (S. 245–261; zuerst bei Brodersen [wie Anm. 20] 143–149). Auch sie betont die von anderen Autoren des Bandes hervorgehobene Kontinuität in der Politik Konstantins und resümiert: „Trotz seiner persönlichen Konversion bewegen sich Konstantins Maßnahmen vielmehr im wesentlichen im Trend seiner Zeit“. Daß damit eine anregende Auseinandersetzung mit der Forschung verbunden ist, beweist wiederum die Kompetenz der Autorin auf diesem Felde.

Die „Auswahlbibliographie zu Konstantin“ beschränkt sich auf Publikationen der Jahre zwischen 1998 und 2007 (eine Literaturliste von 45 S., allerdings mit Wiederholungen, befindet sich auf der dem Kataloghandbuch von Demandt/Engemann²³ beiliegenden CD).

nach der die Stadt in der Spätantike nie eine halbe Million Einwohner erreichte.

- 21 Alexander Demandt: *Ungeschehene Geschichte*. Göttingen ²1986; K. Brodersen (Hrsg.): *Virtuelle Antike. Wendepunkte der Alten Geschichte*. Darmstadt 2000.
- 22 Karen Piepenbrink: *Konstantin der Große und seine Zeit*. Darmstadt 2002 (²2007, ³2010); Rez. J. Gruber, *Plekos* 5, 2003, 173–177.
- 23 A. Demandt / J. Engemann (Hrsg.): *Konstantin der Große*. Mainz am Rhein 2007; Rez. J. Gruber, *Plekos* 9, 2007, 145–153.

Hartmut Leppin / Hauke Ziemssen: Maxentius. Der letzte Kaiser in Rom. Mainz: Philipp von Zabern 2007. 128 S. 80 Abb. EUR 24.90. ISBN 978-3-8053-3399-3.

Während dem „ersten christlichen Kaiser“ das uneingeschränkte Interesse der althistorischen Forschung gilt, beschränkt sich in der Fachliteratur die historische Rolle des Maxentius häufig auf die des Gegenspielers. Umso dankbarer wird man die opulent ausgestattete Monographie begrüßen, die dem Wirken und den Bauten dieses „letzten Kaisers in Rom“ gewidmet ist.

Bereits in der Einleitung wird diese „eigentümlich schattenhafte Existenz“ des Kaisers angesprochen, der als letzter in einer 350jährigen Tradition Rom als sein Machtzentrum erkoren hatte. Hartmut Leppin gibt unter dem Titel „Maxentius – ein unzeitgemäßer Kaiser“ im ersten Teil die historische Darstellung, aus der heraus sich die Aneignung der römischen Tradition von Bildern und Mythen durch den Usurpator, wie sie sich in den Bauwerken und in der Münzprägung niederschlägt, zu erklären ist. Für Rom ist unter der Tetrarchie eine fortwährende Minderung seines Sonderstatus festzustellen, Grund genug, den in der Nähe Roms auf seinem Landgut weilenden Maxentius zum Kaiser auszurufen; gegen ihn scheiterte der rechtmäßige Augustus Severus. Eingehender wird das Verhältnis zwischen Maximian und Maxentius besprochen sowie die militärischen Aktionen der Gegner des Usurpators bis zur Entscheidung 312. Neben dem Problem die Versorgung Roms zu sichern, mußte Maxentius sich v. a. um die Anerkennung als vollgültiger Herrscher bemühen. Die Basis seiner Herrschaft waren die in Rom stationierten Truppen.

Rätselhaft bleibt nach wie vor, warum Maxentius beim Anrücken Konstantins das gut geschützte und praktisch uneinnehmbare Rom verließ und die Entscheidung in der offenen Schlacht suchte. Kritisch bewertet Leppin die Nachricht des Laktanz von einer innerstädtischen Opposition, die Maxentius zu diesem Schritt veranlaßte, während das religiöse Motiv der Befragung der Sibyllinischen Bücher wohl mehr Vertrauen verdient (S. 27).

Die christlichen Autoren sehen in Maxentius bekanntlich einen Tyrannen, auf den alle Klischees dieses Typs zutreffen. Unbestreitbar dürfte seine Sorge für die Bevölkerung Roms sein, unklar ist dagegen das Verhältnis zu den Senatoren. Inschriften und Münzen zeigen jedoch, daß Maxentius „sich als Inbegriff des Römertums“ (S. 31) darstellte. Sein Verhalten gegenüber den Christen war offenbar tolerant, sodaß die Gemeinde in Rom eher gestärkt wurde.

Im umfangreicheren zweiten Teil stellt Hauke Ziemssen unter dem Titel „Maxentius und Rom – Das neue Bild der ewigen Stadt“ die auch noch für den heutigen Besucher erstaunliche Bautätigkeit des Maxentius vor, mit der er in seiner sechsjährigen Regierungszeit als letzter Kaiser der Spätantike das alte Rom bereicherte. Bereits kleinere erhaltene Spuren kaiserlicher Repräsentation

wie die vor der Curia aufgestellten Statuenbasen des Maxentius und seines Sohnes Romulus (!) zeigen durch die Erinnerung an den Gründungsmythos Roms die Verbundenheit mit der Tradition der Stadt im Gegensatz zu den amtierenden Tetrarchen, für die Rom am Rande ihrer politischen Aktionsfelder lag. Münzmissionen verdeutlichen diesen Anspruch des Maxentius im Sinne der *aeternitas Romae*; die Göttin Roma verleiht ihm die Herrschaft – ein durchaus neuer Gedanke im Sinne des *do ut des* (S. 46 f.).

Die Münzen des Maxentius mit Darstellungen des Tempels der Venus und Roma leiten über zur Bautätigkeit des Maxentius, die von den Emissionen begleitet wird. Dabei wird zunächst der sog. Tempel des Romulus an der Via sacra, in der Forschung wiederholt dem Maxentius zugewiesen, wegen seiner ungesicherten Datierung ausgeschieden. Eingehend besprochen werden die Erweiterung des Palastes auf dem Palatin mit Substruktionen und einer Thermenanlage, die Basilika samt Erneuerung des Venus- und Romatempels nach einem Brand und die Villenanlage mit Circus und Thermen an der Via Appia. Bezeichnend für den neuen Roma-Kult erscheint die Umgestaltung des Innenraums des Roma-Tempels durch die Einfügung einer Doppelapsis und damit eines Architekturelements, das bislang besonders in den Kaiserfora Verwendung fand. „Dort hob sie die Statue der Gottheit aus dem rechtwinkligen Rahmen der Tempelcella hervor und verlieh ihr eine unmittelbar auf den Kaiser zurückfallende Sakralität“ (S. 81). So repräsentierte jetzt Roma die Macht des Kaisers.

Naheliegend ist es dann, daß die Basilika „als ein Ort kaiserlicher Empfänge“ (S. 87) entworfen wurde. Sie ist „die größte und architektonisch bemerkenswerteste Audienzhalle der gesamten römischen Architekturgeschichte“ (ibid.). Überzeugend wird die Raumlagerung mit dem Aspekt zeremonieller Funktionen verbunden, sodaß auch die Bauform der „Basilika“, wie sie als Kultraum zuerst in den konstantinischen Kirchenbauten erscheint, von diesem Bauwerk und erst in zweiter Linie von der Marktbasilika abzuleiten ist – eine überzeugende Argumentation, die auch die „hierarchische Verteilung der Gäste“ (S. 99 f.) berücksichtigt.

Als letzter Baukomplex wird die Villa an der Via Appia besprochen. Dort, wo bereits Herodes Atticus um 160 zu Ehren seiner verstorbenen Gemahlin Annia Regilla eine sakrale Memoriallandschaft mit Bauwerken und Inschriften schuf, erweiterte Maxentius eine vorhandene Villenanlage mit Portikus und Empfangshalle. Der benachbarte Grabbau war dem Kaisersohn Romulus gewidmet. An ihn schloß sich der Circus an mit unmittelbarem Bezug zum Totenkult für den *divus Romulus* (S. 117).

Ein Literaturverzeichnis und ein Anmerkungsteil beschließen die anregende Darstellung, die nicht nur unter den Spezialisten für kaiserzeitliche Architektur für weitere Diskussion sorgen wird. Die Ausstattung des Bandes, insbesondere die Wiedergabe der zahlreichen Münzen und die Architekturaufnahmen, lassen keine Wünsche offen.

Sebastian Ristow: Frühes Christentum im Rheinland. Die Zeugnisse der archäologischen und historischen Quellen an Rhein, Maas und Mosel. Münster: Aschendorff 2007. 450 S. 88 Tafeln. EUR 49.00. ISBN 978-3-402-08121-1

Am Ende des 3. und Anfang des 4. Jh. beginnt die Ausbreitung des Christentums in den römischen Provinzen an Rhein, Maas und Mosel. Das neue Klima der Toleranz und die Favorisierung des Christentums seit Konstantin bilden die Voraussetzung auch für die Christianisierung der Rheinlande. Literarische und archäologische Zeugnisse können eine Vorstellung von dieser Entwicklung geben, die im wesentlichen von der kaiserlichen Residenz in Trier ausging, wohin das Christentum seinerseits sich wiederum aus dem südlichen Frankreich ausgebreitet hatte. Sebastian Ristow, der neben einzelnen Studien zum frühen Christentum im Rheinland bereits eine Monographie über frühchristliche Baptisterien vorgelegt hat,²⁴ stellt in seinem monumentalen Werk die spätantiken und frühmittelalterlichen Grundlagen des christlichen Rheinlands topographisch gegliedert vor und führt damit von der Zeit Konstantins bis zu den Franken. Nicht die ausgedehnte Einzelinterpretation, sondern die eher katalogartige Zusammenfassung der historischen und archäologischen Quellen ist das Ziel der Arbeit und das Ergebnis einer stupenden Arbeitsleistung. Damit ist ein Repertorium geschaffen, das nicht zuletzt durch seine hervorragende Literaturdokumentation für alle mit dem Thema „Frühes Christentum im Rheinland“ Befassten ein unentbehrliches Arbeitsinstrument darstellt.

Einleitend wird das untersuchte Gebiet zeitlich und räumlich eingegrenzt und ein historischer Überblick bis ins 8. Jh. gegeben. Das Kapitel „Forschungsgeschichte“ eröffnet bereits den Blick auf zahlreiche mit den Dokumenten verbundene Einzelprobleme. Dabei wird besonders die in der älteren Forschung ohne hinreichende Belege häufig behauptete Kontinuität christlicher Präsenz seit dem 4. Jh. kritisch hinterfragt und die vorschnelle Bewertung einzelner Befunde als „christlich“ grundsätzlich methodisch überprüft. Auch die wenigen literarischen Zeugnisse über die Anfänge des Christentums „in Germanien“ bzw. in den Rheinlanden sind im Grunde wenig aussagekräftig. Entscheidend verändert sich die Quellenlage erst im fortgeschrittenen 6. Jh.

Im Hauptteil werden – von Nord nach Süd – „die Orte des Rhein-Maas-Mosel-Raumes mit Überlieferungen aus frühchristlicher Zeit“ (so die Überschrift) topographisch aufgelistet, in den historischen Kontext eingeordnet, ihre Befunde vorgestellt und durch Pläne und Nachzeichnungen dokumentiert. Besonders hervorgehoben sei das Kapitel über Köln (S. 102–150), während das bislang schon gut dokumentierte Trier relativ knapp behandelt werden konnte (S. 183–215). Nur in diesen beiden Orten und in Mainz sind schon für das 4. Jh. christliche Bauten belegt. „Gräberfelder und Befunde auf dem Land

24 Jahrbuch für Antike und Christentum. Ergänzungsband 27. Münster 1998.

und bei den Städten“ ist der letzte Abschnitt überschrieben, an den sich eine Zusammenfassung (deutsch/englisch/französisch) und ein ausführliches Literaturverzeichnis anschließen.

Im Katalog wird „eine Kurzübersicht über die römer- und merowingerzeitlichen Kleinfunde“ des Untersuchungsraumes mit insgesamt 562 Nummern gegeben. Die alphabetische Reihenfolge der Fundorte dient dabei als benutzerfreundliches Ordnungsprinzip, über das die notwendigen Informationen zu jedem Objekt zugänglich sind. Der Tafelteil bietet eine Auswahl davon in meist einwandfreien Abbildungen.

Bedauerlicherweise ist das Register selektiv. „Ausschließlich in Inschriften genannte Personennamen wurden nicht aufgenommen“ (S. 448). Das mag man umso mehr bedauern, als die dort erwähnten Namensformen für Historiker wie auch für Linguisten von Interesse sind. Noch wertvoller wäre das Repertorium außerdem durch einen Sachindex, der sowohl einzelne Denkmälergruppen (z. B. Graffiti, Gürtel, Taufbecken, Thermen, Tonlampen) wie auch Begriffe (z. B. Andreaskreuz, Brandbestattung, Chi-Rho, Goldglas) umfassen könnte. Die Legenden der Karten Tafel 1–5 sind kaum leserlich und nur mit der Lupe zu entziffern; Gleiches gilt für den Plan des römischen Xanten (S. 88). Druckfehler sind selten (gelegentlich in den Anmerkungen, im griech. Text S. 54).

Joachim Gruber, Erlangen
joachim.gruber@nefkom.net

[Inhalt Plekos 12,2010 HTML](#) [Startseite Plekos](#)
